

Rezensionen

Geert Booij: Construction Morphology. Oxford: University Press 2010. 320 Seiten.

JENS GERDES

Der kleinste gemeinsame Nenner aller konstruktionsgrammatischen Sprachmodelle ist wohl im Versuch zu sehen, die traditionell angenommene Grenze zwischen Lexikon und Syntax deutlich zu verschieben oder sogar zum Verschwinden zu bringen. Geert Booij ergänzt die konstruktionsgrammatischen Arbeiten jetzt um eine Monographie zur Morphologie, betritt damit aber keinen grundsätzlich neuen Boden: Mit dem erklärten Ziel, zu einem besseren Verständnis des Verhältnisses zwischen Syntax, Morphologie und Lexikon beizutragen (S. 1), widmet sich die Abhandlung notorisch problematischen Phänomenen an der Syntax-Morphologie-Schnittstelle; flexionsmorphologische Aspekte werden dagegen kaum erwähnt. Nach einer recht konzisen theoretischen Verortung – Booij plädiert für die Annahme einer “relativ autonomen morphologischen Subgrammatik” natürlicher Sprachen (S. 3), argumentiert für die Annahme von Schemata als Grundprinzip einer auf Wörtern (und nicht auf Morphemen) basierenden Morphologie und schließt sich grundsätzlich dem tripartitischen Sprachmodell von Jackendoff an – beginnt die empirische Diskussion mit der Betrachtung von Strukturen aus dem Bereich der Wortbildung. An erster Stelle sind dies Komposita und Affixoid-Bildungen (beides in Kap. 3 und damit in die allgemeine Behandlung von Schemata und Subschemata integriert) sowie Inkorporationsphänomene (dargestellt anhand verschiedener N+V-Verbindungen in Kap. 4). Ganze Kapitel sind darauf folgend der Diskussion von “trennbaren komplexen Verben” (Kap. 5), Progressiv-Konstruktionen (Kap. 6) und diversen Erscheinungen der periphrastischen Lexembildung in verschiedenen Sprachen (Kap. 7) gewidmet. Anhand von Numeralen als “lexikalischen Konstruktionen” (Kap. 8) sucht Booij schließlich die Schwierigkeiten zu verdeutlichen, die jede Grammatiktheorie grundsätzlich bekommt, wenn sie auf eine klare und eindeutige Zuordnung sprach-

lich komplexer, fixierter Strukturen entweder zur Syntax oder zum Lexikon zielt.

Da der Schwerpunkt der Arbeit auf Wortbildungskonstruktionen mit verbalen Köpfen liegt, soll hier exemplarisch die Diskussion der “trennbaren komplexen Verben” näher betrachtet werden. Diese werden hauptsächlich anhand von niederländischen Beispielen analysiert, in vielerlei Hinsicht korrespondieren die Phänomene aber mit deutschen Formen. Insbesondere in den Fällen, bei denen es um präpositionenartige Verbzusätze geht (wobei prinzipiell auch andere Wortarten in der entsprechenden Position auftreten können), hat sich im Deutschen die Bezeichnung “Partikelverben” (fortan: PV) durchgesetzt. Die spezifische Problematik dieser (durchaus nicht randständigen, sondern eher als hochfrequent anzusehenden) Konstrukte rührt hauptsächlich daher, dass sie aufgrund ihrer oft ausgeprägten Idiomatik als Lexeme gelten müssen, ihnen der Trennbarkeit wegen aber meistens der Wortstatus abgesprochen wird (so auch von Booij unter Berufung auf das Prinzip der lexikalischen Integrität, S. 122). Das Bildungsmuster ist dagegen deutlich zu produktiv, um idiomatische Partikelverben einfach als lexikalisierte Phrasen anzusehen. Insbesondere den schon älteren Streit, ob diese Formen nun syntaktisch oder morphologisch gebildet werden, meint Booij mit seinem konstruktionsbasierten Ansatz beilegen zu können – hier sei beides vereinbar, PV sind phrasaler Natur (S. 120 und passim), gleichzeitig aber könne ihren wortartigen Eigenschaften Rechnung getragen werden. In der Hauptsache betrifft dies Effekte, die sonst morphologischen Operationen vorbehalten seien, etwa die Möglichkeit der Verbalisierung im Falle nicht unabhängig belegbarer Basisverben (S. 126). Oder auch die häufig beobachtbare Argumentstrukturveränderung – das eher schwache Argument lautet hier (etwas grob wiedergegeben), dass es ja in einer konstruktionsbasierten Grammatik ohnehin nicht so darauf ankomme, ob der verursachende Faktor morphologischer Natur sei, schließlich hätten auch die syntaktischen Konfigurationen, in die ein Verb eingebettet sei, oftmals argumentstrukturverändernde Auswirkungen (S. 127) – es kann aber wohl kaum ernsthaft behauptet werden, dass die argumentstrukturellen Besonderheiten von PV in erster Linie durch den syntaktischen Kontext erklärbar wären. Das sich direkt anschließende Argument stellt die vorangegangene Behauptung gewissermaßen auf den Kopf, ist aber von ähnlicher Qualität: Als pauschale Begründung dafür, dass “small-clause”-Analysen nicht adäquat seien, da sie die Semantik von PV nicht mit ihrer Valenz zu verbinden vermögen, heißt es (S. 128): “Argument structure, and hence syntactic valency, is the syntactic projection of the meaning of a linguistic unit.” Gerade für PV scheint dies eine etwas “unterkomplexe” Argumentation, sind doch die Ursachen und Bedingungen dafür, dass konzeptuell “aktive” Entitäten implizit und damit

syntaktisch unrealisiert bleiben können, noch nicht umfassend und endgültig geklärt (vgl. Härtl 2003). An der weiteren Diskussion zeigt sich besonders deutlich, dass Booij einen strukturorientierten Konstruktionsbegriff zugrundelegt (Alternativen bestünden etwa in psycholinguistisch oder semantisch fundierten Auffassungen). Für den in diesem Zusammenhang wohl häufigsten Fall, dass die Partikel nicht topikalierbar bzw. modifizierbar ist, nimmt Booij die Standardstruktur $[X^0 V^0]_{V'}$ mit $X^0 = P, Adv, A$ oder N an (S. 131). Damit sind hier mindestens so viele verschiedene “constructional idioms” anzusetzen, wie es Wörter gibt, die die linke Konstituente (also die Partikel) bilden können. Übertragen auf deutsche Beispiele (Booij erläutert dies an den ndl. Partikeln *af*, *door* und *op*) ergäbe das beispielsweise die Konstruktionen $[[ein-]_{P^0} V^0]_{V'}$, $[[ab-]_{P^0} V^0]_{V'}$, $[[um-]_{P^0} V^0]_{V'}$ (letzteres natürlich nur für die abtrennbare Variante von *um*). Nur nebenbei und eingeklammert weist Booij darauf hin, dass die Partikeln durchaus auch polysem seien und einige dieser Schemata damit ebenfalls: “some particles may occur in more than one constructional idiom because they are polysemous” (S. 131). Booij deutet damit an, dass für den Bedeutungsbeitrag von “constructional idioms” Unterarten mit spezifischen Bedeutungen angenommen werden könnten, verbunden mit der Mutterkonstruktion über “semantische Erweiterungsmechanismen wie Metaphern und Metonymien” (S. 132). Darin spiegelt sich aber nichts anderes als der alte Streit um die Bedeutungsgruppen – man findet kaum zwei Publikationen über PV (des Deutschen), die jemals die gleiche Anzahl an Bedeutungsgruppen für eine polyseme Partikel postuliert hätten. Booij erläutert hier nur vage, dass PV-Konstruktionen einen hohen Grad an semantischer Flexibilität aufwiesen und eine sehr produktive Kategorie komplexer Prädikate im Ndl. darstellen (S. 132). Hier wäre es wünschenswert, einmal konkrete Bedingungen für das Vorliegen separater Konstruktionen anzugeben – seien diese nun struktureller, semantischer, psycholinguistischer, pragmatischer oder welcher Art auch immer. Man betrachte zur Veranschaulichung das lexikalisierte PV *insperren* sowie die partiellen Synonyme *einbuchten*, *einbunkern*, *einkerkern* und *einlochen*. Sind diese allesamt individuelle Instanziierungen einer allgemeinen Konstruktion $[[ein-]_{P^0} V^0]_{V'}$? Oder stellen sie eine eigene konkrete produktive Subkonstruktion (deren Bedeutung zum Beispiel grob als ‘verhaften’ zu paraphrasieren wäre) dar, wie man an den (problemlos über Google belegbaren) Neubildungen *einkäfigen*, *einknasten* erkennen kann? Oder irgendwie beides zugleich, wie ja oft nahegelegt wird? Wie ist das Verhältnis zu ähnlichen, aber doch auch andersartigen PV wie *einschulen*, *einberufen*, *einkochen*, *einmogeln* zu sehen? Die ohnehin schwer genug zu objektivierenden und abzustufenden Bedeutungsgruppen einfach als Konstruktionen zu etikettieren, stellt jedenfalls alleine noch keinen nennenswerten Fortschritt der PV-

Forschung dar. Attraktiver ist Booij's Vorschlag für die Lösung des Problems, das für das Deutsche hauptsächlich unter der Bezeichnung "Präfixkonversion" diskutiert wird – über solche Phänomene hat der Autor allerdings schon anderweitig publiziert (z. B. Booij 2002, 2005), was dementsprechend auch schon an anderer Stelle diskutiert wurde (Michel i. Vb.), weshalb hier eine Andeutung genügen soll. Im Zentrum dieser strukturellen Schwierigkeiten stehen PV mit Basisverben, die nicht unabhängig vorkommen, sondern einzig als N- oder A-Äquivalente belegt sind. Booij schlägt hier den Mechanismus der "Schema-Unifikation" (S. 132 ff.) vor. Das Besondere eines unifizierten Schemas $[[op-]_{P^o} [[X]_{A^o} V]_{V^o}]$ besteht dabei in der Annahme, dass die ansonsten unproduktive A-V-Konversion produktiv sein kann, sofern sie in das PV-Schema eingebettet ist (vgl. auch die Diskussion der "embedded productivity", S. 47 ff.).

Es sind solche innovativen Lösungen für altbekannte Probleme, mit denen das Buch zum Nachdenken anregt. Booij scheut sich auch nicht, vermeintlich alte Zöpfe beherrscht zu kürzen – so erklärt er etwa die *Right-hand-Head-Rule*, derzufolge sich etwa im Dt. und im Ndl. die für die Subkategorisierungsmerkmale einer Wortbildung verantwortliche Konstituente stets rechts zu befinden hat, für prinzipiell überflüssig (S. 18, 54 und passim).

Grundsätzlich zu beklagen ist dagegen die relative Datenarmut. Während einerseits der Konstruktionsgrammatik oft allgemeine "Realitätsvorteile" attestiert werden, löst Booij's *Construction Morphology* dies in vielen Fällen nicht ein. Etwa wenn er sich einerseits (S. 52) auf etablierte Messverfahren zur Bestimmung der morphologischen Produktivität (nämlich anhand der Anzahl aller einschlägig gebildeten Hapax legomena in Relation zur Gesamtmenge aller Wörter in einem Korpus) beruft, andererseits im ganzen Buch aber keine authentisch kontextualisierten Beispiele, geschweige denn Korpusbelege zu finden sind – abgesehen von drei Beispielen (S. 141), die als Belege recht devianter, intentionalkreativer Wortbildung dienen.

Experten auf den behandelten Gebieten dürfen damit beklagen, dass sich (bei aller anregender Neuinterpretation) keine neuen Daten in dieser Arbeit finden. Für Einsteiger dürfte dagegen der gelegentlich verwirrende Gebrauch von zentralen Termini eine Hürde darstellen: So wird die Bezeichnung "constructs" definiert als "individual instantiations of [a] construction" (S. 12) – wer das überliest, bekommt allerdings schnell Probleme, zumal das Stichwort "construct" im Index nicht aufgeführt ist. Schwierig wird so etwas, wenn in der Diskussion konkreter Phänomene ohne engführende Definition von "idiomatic constructions" und "constructional idioms" die Rede ist oder von "morphological constructions", "morphological schemas" und "constructional schemas" – und als

Generalisierungen über mehrere morphologische Konstruktionen gibt es auch noch die “meta-construction” (S. 28).

Alles in allem stellt das Buch ein inspirierendes Fundament für die weitere Erforschung konstruktionsbasierter Phänomene zwischen Lexikon und Syntax dar – der nächste Schritt allerdings muss die empirische Unterfütterung sein.

Literatur

- Booij, Geert. 2002. *The Morphology of Dutch*. Oxford: Oxford University Press.
- Booij, Geert. 2005. Compounding and derivation: Evidence for Construction Morphology. In Wolfgang U. Dressler, Dieter Kastovsky, Oskar E. Pfeifer & Franz Rainer (eds.), *Morphology and its Demarcations*, 109–132. Amsterdam: Benjamins.
- Härtl, Holden. 2003. The conceptual inactiveness of implicit arguments: Evidence from particle verbs and object categorization. *Journal of Semantics* 20. 1–33.
- Michel, Sascha. (i. Vb.). Konstruktionsgrammatik und Wortbildung – Theoretische Reflexionen und praktische Anwendungen am Beispiel der Verschmelzung von Konstruktionen. In Alexander Lasch & Alexander Ziem (eds.), *Grammatik als Inventar von Konstruktionen?* Berlin & New York: de Gruyter.

Jens Gerdes

Trier (gerdes@uni-trier.de)

Johanna Fay: Die Entwicklung der Rechtschreibkompetenz beim Testschreiben. Eine empirische Untersuchung in Klasse 1 bis 4 (Theorie und Vermittlung der Sprache 53). Frankfurt/M: Peter Lang 2010. 206 Seiten.

HANS G. MÜLLER

Die vorliegende Arbeit untersucht die Frage, ob und wie sich die Rechtschreibfähigkeit von Grundschulern beim Verfassen freier Texte einerseits sowie bei orthografischen Testverfahren wie Diktaten oder Lückentexten andererseits unterscheidet. Die Autorin vermutet, dass die didaktische Forschung dem freien Schreiben und seinen Eigenheiten bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt und sich zu einseitig und zu unhinterfragt auf die Analyse mehr oder weniger standardisierter orthografischer Testverfahren verlassen habe.

Fay folgt der Begrifflichkeit von Ludwig (1995) und unterscheidet zwischen dem *integrierten Schreiben* als dem freien Schreiben eigener Texte und dem *nicht-integrierten Schreiben*, dem Bearbeiten von Diktaten, Lückentexten und anderen orthografiedidaktischen Mess- und Übungsverfahren. Weitere Kategorisierungen des nicht-integrierten Schreibens hinsichtlich der Einbettung in den Handlungszusammenhang erfolgen nicht.

Die Untersuchung gliedert sich in drei Teile. Der erste dient der theoretischen Verortung ihres Vorhabens. Anschließend entwickelt Fay auf der Basis der Kritik bestehender Messverfahren ein qualitatives Analyseraster, das sie schließlich ausschnittsweise auf selbst erhobene empirische Daten von 60 GrundschülerInnen anwendet.

Im ersten Teil konzentriert sich Fay auf die Analyse etablierter recht-schreibdiagnostischer Testverfahren (Diktate, standardisierte Tests, Fehlerschlüssel) und kommt zu dem Schluss, dass sich die recht-schreibdidaktische Forschung bisher nahezu ausschließlich und ohne hinreichende Prüfung der Folgen allein auf die Untersuchung des nicht-integrierten Schreibens gestützt habe, ohne den Zusammenhang zum integrierten Schreiben hinreichend zu untersuchen. Dieser Befund ist in sofern einzugrenzen, als es durchaus statistische Daten gibt, die eine Rückbindung der Recht-schreibleistung in standardisierten Tests auf den freien Schreibprozess ermöglichen (so etwa May et al. 2002: 77–79).

Eine umfassende Darstellung ausgewählter Recht-schreibanalyseraster leitet den zweiten Teil der Arbeit ein. Fay unterscheidet zwischen systematisch-deskriptiven Analyserastern einerseits und kausal-förderdiagnostischen Verfahren andererseits. Erstere seien an den Prinzipien und Phänomenen der Orthografie orientiert, während letztere Fragen des Erwerbsprozesses fokussierten. Fay selbst möchte diese Trennung aufheben und beide Analyseraster verbinden. Dass dies ein Wagnis ist, ist ihr durchaus bewusst, denn notwendigerweise „erbt“ ihr Modell damit die kausalen Implikationen beider Gruppen. Der Vorteil hingegen liegt darin, dass der Dualität und Wechselwirkung zwischen Schriftsystematik und Erwerbsprozess Rechnung getragen werden kann, sofern sich die Prämissen der Modelle als tragfähig und aufeinander bezogen erweisen.

Für ihr eigenes Analyseraster konstruiert Fay zunächst ein schriftsystematisches Gerüst, bestehend aus den Kategorien *Phonem-Graphem-Korrespondenz*, *silbische Struktur*, *Morphologie* und *Syntax*, das sie anschließend in weitere, teils schriftsystematische, teils erwerbstheoretische Kategorien aufgliedert. Insgesamt erarbeitet sie damit ein Gesamtraster von 42 Analyse-kategorien. In Anbetracht der Stichprobengröße von 60 Probanden verschiedener Altersstufen und dem Anspruch, diese Kategorien teilweise an frei verfassten Texten zu erheben, kommen erste Zweifel an der Realisierbarkeit eines solchen Unterfangens. Fay weist an dieser Stelle nicht darauf hin, dass sie das soeben entwickelte Instrumentarium nur ausschnittsweise, nämlich im Bereich *silbische Struktur*, auf ihre Daten anwenden wird. Diese Beschränkung auf immer noch zehn Analyse-kategorien ist angesichts des Umfangs der Arbeit mehr als angeraten. Sie führt allerdings zu einer Diskrepanz zwischen theoretischer Modellierung und empirischer Anwendung, da der überwiegende Teil ihres Analyserasters für die folgende empirische Untersuchung keine Rolle mehr

spielen wird. Der Gesamtanlage dienlicher gewesen wäre eine theoretische Beschränkung auf die Silbe und ihre Bedeutung für Orthografie-theorie und Schriftspracherwerb.

Der dritte und umfänglichste Teil stellt die empirische Untersuchung dar. Fay möchte die Entwicklung der Rechtschreibleistung und den Zusammenhang von integriertem und nicht-integriertem Schreiben am Beispiel der silbischen Struktur näher untersuchen. Sie stützt sich dabei auf die Daten von 60 Probanden aus sechs Klassen (1. bis 4. Jahrgang) in zwei Erhebungszeiträumen. Da sie im ersten Zeitraum lediglich das integrierte Schreiben misst und erst bei der zweiten Erhebung zusätzlich die Rechtschreibkompetenz im nicht-integrierten Schreiben untersucht (zum Einsatz kommen jahrgangsspezifische Tests der HSP), kann fast die Hälfte ihrer Daten nichts zur Beantwortung der eingangs gestellten Forschungsfrage beitragen. Erneut fällt die Diskrepanz zwischen Fragestellungen und empirischer Umsetzung auf.

Auch das größte Problem von Fays Daten ist designbedingt: Die Basisraten, d. h. die Fälle, in denen Rechtschreibfehler einer bestimmten Kategorie überhaupt möglich sind, fallen in den freien Texten der GrundschülerInnen oft sehr gering aus und sind in vielen Kategorien sogar Null. Lediglich bei möglichen überflüssigen orthografischen Elementen (überflüssige Doppelkonsonanten, überflüssige Dehnungszeichen etc.) sind durchgängig Basisraten von $n > 15$ zu verzeichnen. Gerade hier allerdings entstehen sehr geringe Fehlerquotienten.

Die Datenmatrix, von der Fay ausgeht, ist durch die dargestellten Probleme so lückenhaft, dass eine Auswertbarkeit im Hinblick auf die Ausgangsfrage ohne Datenaggregation fraglich erscheint. Fay begegnet diesem Problem durch Aufteilung in Phänomene mit Basisraten $n < 15$ einerseits und $n > 15$ andererseits, die sie anschließend getrennt voneinander untersucht. Bei der Interpretation der Fehlerdaten stellt sie die errechneten Fehlerquotienten jeder Alterstufe in Abhängigkeit von der zugrundeliegenden Basisrate dar. Dieses Vorgehen ermöglicht Aussagen darüber, wie sich die Fehlerrate in Abhängigkeit von der Verwendungshäufigkeit einer orthografischen Kategorie ändert. Dies stellt durchaus eine interessante Forschungsfrage dar, entspricht allerdings weder der Intention der Arbeit, noch arbeitet der theoretische Teil auf diese Frage hin.

Um den Zusammenhang von integrierter und nicht-integrierter Rechtschreibleistung und damit den eigentlichen Forschungsgegenstand der Arbeit untersuchen zu können, reichen die Daten in vielerlei Hinsicht nicht aus. Dennoch verzichtet Fay auf weitere Datenaggregation und interpretiert die Kategorien getrennt voneinander. Damit verpasst sie die Möglichkeit, dem Problem der niedrigen Basisraten und der lückenhaften Datenmatrix wirksam zu begegnen. Die nicht durch inferenzstatisti-

sche Verfahren abgesicherten Interpretationen der Fehlerquotienten führen Fay zu dem folgenden Schluss: “Die theoretische Unterscheidung der Rechtschreibkompetenz im integrierten und nicht-integrierten Schreiben spiegelt sich in den Leistungen der Kohorte wider. Verschiedene textinterne und textexterne Einflussfaktoren bewirken, dass sich die Rechtschreibleistung in den beiden Schreibdimensionen teilweise höchst divergent entwickelt.” (S. 141).

Wäre dieser Befund haltbar, wäre die gängige Testpraxis der Rechtschreibdidaktik ad absurdum geführt, da man von nicht-integrierten Leistungstests nicht sinnvoll auf die Kompetenz beim integrierten Schreiben schließen könnte. Allerdings lässt eine Reanalyse der abgedruckten Daten erhebliche Zweifel an der Haltbarkeit der Befunde aufkommen. So ergibt eine exemplarisch durchgeführte Korrelationsanalyse ihrer Fehlerkategorien <ie> <LV> und <KV> (d. i.: “ie”-Schreibung sowie Lang- und Kurzvokalschreibung) Korrelationskoeffizienten von $r = .533$ ($p < .000$), $r = .524$ ($p = .001$) und $r = .417$ ($p = .002$), sodass man entgegen Fays Interpretation einen deutlichen Zusammenhang zwischen den Kompetenzen im integrierten und nicht-integrierten Schreiben annehmen kann. Bei anderen Kategorien reichen die Daten nicht aus, um Korrelationsanalysen durchzuführen (z. B. <i>), wieder andere Kategorien, insbesondere jene mit überflüssigen Graphemen, zeigen keine Korrelationen, was angesichts der Datenstruktur aber auch nicht verwundert. Untersucht man außerdem ausschließlich die Mittelwerte der Fehlerquotienten in Text und Test, so lässt sich mit einem Korrelationskoeffizienten von $r = .946$ sogar eine ungewöhnlich hohe Korrelation feststellen ($p < .000$). Die Datenaggregation für diese Reanalyse ist freilich sehr stark, sodass die Ergebnisse mit großer Vorsicht zu genießen sind. Die Daten zeigen allerdings, dass Fays Befunde der angeblich *höchst divergenten Entwicklung* zwischen integriertem und nicht-integriertem Schreiben nicht haltbar und den tatsächlichen Gegebenheiten wahrscheinlich diametral entgegengesetzt sind.

Im Vergleich zwischen der Rechtschreibkompetenz der Probanden im Test und im Text setzt Fay erstmals inferenzstatistische Verfahren ein. Dabei kommt sie zu dem Ergebnis, dass wider Erwarten die Rechtschreibleistung im Text an mehreren Stellen nicht geringer sei als im Test. Dieses Ergebnis sei sogar an zwei Stellen signifikant (S. 158). Integriertes Schreiben mache daher die Rechtschreibung nicht schwieriger (ebd.), obwohl dies gemeinhin angenommen werde. Auch dieser Befund ist zweifelhaft, da zwar in der Einzelbetrachtung einige signifikante Unterschiede zugunsten des freien Schreibens auftreten, die aufsummierten Daten hingegen eher auf erwartungskonforme Zusammenhänge hinweisen: Der Mittelwert der Fehlerquotienten im freien Text liegt mit 11,4 hochsignifikant niedriger als im Test (13,9 bei $p = .010$). Fay selbst führt bewusst

keine Mittelwertvergleiche mit aufsummierten Einzelkategorien durch, da sie für die Fehler kein metrisches Skalenniveau voraussetzen möchte. Zwar ist dieses vorsichtige Vorgehen durchaus begrüßenswert, allerdings hätte sie in diesem Falle auch gar keine Fehlerquotienten berechnen dürfen, da Division mindestens metrisches Skalenniveau voraussetzt. Die Verwendung rasch skalierten Daten hätte dieses Problem lösen können.

Fays Arbeit hinterläßt den Eindruck einer nicht genutzten Chance. Ihr erhebliches Engagement bei der Erarbeitung eines Analyserasters ebenso wie das aufwändige Untersuchungsdesign stehen in keinem Verhältnis zur methodischen Durchdringung der Problematik. Dass das erarbeitete Messinstrument anhand der Stichprobengröße zu differenziert ist, um ohne Datenaggregation auszukommen, hätte bereits während der Anlage der Arbeit deutlich werden können. Für entscheidende Fragen, so etwa die Einordnung der Testdaten nach ihrer Schwierigkeit, stehen Skalierungsverfahren zur Verfügung, die viele methodische Probleme beseitigt hätten. Auch die Verwendung inferenzstatistischer Methoden hätte durchgehender erfolgen müssen, um den Daten gerecht zu werden und die Schlüsse ziehen zu können, die dem Thema der Arbeit entsprechen.

Literatur

- Ludwig, Otto. 1995. Integriertes und nicht-integriertes Schreiben. Zu einer Theorie des Schreibens: eine Skizze. In Jürgen Baurmann & Rüdiger Weingarten (eds.), *Schreiben. Prozesse, Prozeduren und Produkte*, 273–287. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- May, Peter, Ulrich Vieluf & Volkmar Malitzky. 2002. *HSP 1–9. Diagnose orthografischer Kompetenz zur Erfassung der grundlegenden Rechtschreibstrategien*. Hamburg: Auer Donauwörth.

Hans G. Müller

Universität Potsdam (info@hans-g-mueller.de)

Johannes Kabatek & Claus D. Pusch: Spanische Sprachwissenschaft. Eine Einführung (Reihe *bachelor-wissen*). Tübingen: Narr, 2009. 308 Seiten.

NORBERT ANKENBAUER

Erstmals liegt eine eigens für den Bachelorstudiengang konzipierte Einführung in die Spanische Sprachwissenschaft vor: In 14 gut lesbaren Kapiteln (= Einheiten) bieten Kabatek & Pusch (nicht nur) Studienanfänger einen ersten Überblick über die einzelnen Teilbereiche der Disziplin. Die Einheiten werden vorab jeweils kurz auf einer halben Seite zusammengefasst, am Kapitelende werden sie durch Übungsaufgaben und the-

matische Literaturlisten abgerundet, begleitend wird auf der zugehörigen Internetseite weiteres Lehr- und Lernmaterial angeboten.

Das erste Kapitel widmet sich der Stellung des Spanischen innerhalb der Sprachen der Welt und in der Romania, seiner Verbreitung und Sprecherzahlen (S. 3–28). Bemerkenswert ist hier, dass die Situation des Spanischen für alle spanischsprachigen Länder und Gebiete einzeln vorgestellt wird; soweit das Spanische als Amtssprache in der Verfassung der jeweiligen Staaten verankert ist, finden sich auch Zitate der entsprechenden Gesetzesartikel. Insgesamt besticht die Einheit durch die Aktualität und Vielschichtigkeit des zugrundegelegten Zahlenmaterials sowie das Bemühen der Autoren, den Lesern die Problematik von Sprecherzahlen und Statistiken näher zu bringen (S. 14–15).

Die zweite Einheit befasst sich mit den Grundbegriffen der modernen Wissenschaft und der Sprachwissenschaft (S. 29–48). Neben Überlegungen zum Wissenschaftsbegriff im Allgemeinen ist hier ein Überblick über die Geschichte der Sprachwissenschaft zu finden, dabei werden u. a. die grundlegenden Dichotomien Saussures eingeführt. Die Einheit schließt mit einer Darstellung der einzelnen Teildisziplinen der Linguistik.

Mit Phonetik und Phonologie setzt sich das dritte Kapitel (S. 49–74) auseinander. Auffällig ist hier die vielseitige Darstellung des Themas: Akustische und artikulatorische Phonetik gehen Hand in Hand, im Bereich der Phonologie gelingt auf wenigen Seiten ein guter Überblick von der Prager Schule bis in jüngste Zeit. Umrahmt wird der Text durch zahlreiche Grafiken und Tabellen, neben oszillografischen Darstellungen finden sich Grafiken zu den Artikulationsorten, der schematischen Darstellung des spanischen Phonemsystems nach Alarcos Llorach steht die jüngere Klassifikation nach Quilis gegenüber usw. Unverständlich ist, dass bei der Darstellung der spanischen Konsonanten, bei der ansonsten hauptsächlich IPA-Zeichen verwendet werden (z. B. [β, ð, ɲ]), die stimmlose palatale Affrikate mit [c] statt IPA-konform mit [tʃ] wiedergegeben wird (S. 54), dies ist umso verwunderlicher, da sich wenig später die Konsonantentabelle der IPA als Illustration findet (S. 56), in der [c] dem stimmlosen palatalen Okklusiv zugeordnet ist. Angenehm fallen hingegen die vielfältigen didaktischen Hinweise auf, so findet sich bei der akustischen Phonetik z. B. ein Hinweis auf die frei im Internet verfügbare Analysesoftware *PRAAT*, bei der artikulatorischen Phonetik sind Aussprachetipps zu finden etc.

Semantik und Lexikologie sind Thema des sechsten Kapitels (S. 121–144). Auch hier ist es den Autoren gelungen, auf wenigen Seiten alle relevanten Strömungen und Termini anzureißen und anschaulich darzustellen, die jeweiligen “klassischen” Modelle bzw. Analysen (Semiotisches Dreieck, Semanalyse, Prototypenanalyse etc.) sind gelungen modernisiert und gut nachvollziehbar auf spanische Beispiele übertragen.

Auf folgende Kapitel wird in dieser Rezension nicht näher eingegangen: Einheit 4 – Morphologie (S. 75–98), Einheit 5 – Syntax (S. 99–120), Einheit 7 – Pragmatik (S. 145–164), Einheit 8 – Textlinguistik (S. 165–181).

Im neunten Kapitel wird das Thema Sprachkontakt behandelt (S. 183–204). Einer theoretischen Einführung folgen kurze Darstellungen zum Sprachkontakt des Spanischen mit verschiedenen Sprachen: Für Spanien werden der Kontakt mit dem Katalanischen, dem Baskischen und dem Galizischen näher beleuchtet, für Hispanoamerika, allerdings wesentlich knapper, die Situation auf der Halbinsel Yucatán und im Andenraum sowie der Kontakt mit dem Guaraní.

Dem aktuellen Trend der linguistischen Forschung entsprechend ist mit Einheit 10 (S. 205–220) ein ganzes, wenn auch vergleichsweise kurzes Kapitel der Korpuslinguistik gewidmet. Nach einführenden Überlegungen zum Verhältnis von Theorie und Empirie werden diese junge Disziplin und ihre Methoden vorgestellt. Dem Leser werden Grundzüge der Datenerhebung und -aufbereitung für Korpora nahe gebracht, es folgen Informationen zur Korpusanalyse und zu entsprechenden Werkzeugen. Einige größere Korpora des Spanischen, sowohl historische (*CORDE*, *Corpus del Español*) als auch gegenwartssprachliche (*Proyecto PILEI*, *Proyecto PRESEEA*, *CREA*, *CUMBRE*), werden kurz vorgestellt, abschließend wird noch das Problem der Repräsentativität von Korpora angesprochen.

Einheit 11 befasst sich mit den sprachlichen Varietäten des Spanischen (S. 221–239). Der Einführung der wichtigsten Modelle und Fachbegriffe folgen Überlegungen zur Abgrenzung von Dialekt und Sprache, zentral erscheint hier das von Kloss geprägte Schema zu den Begriffen Abstand- und Ausbausprachen. Im Abschnitt zur Sprachgeografie veranschaulichen Auszüge aus Sprachatlanten die Darstellung, als Beispiel für spanische Dialekte auf der Iberischen Halbinsel wird das Andalusische näher betrachtet.

Einen Einblick in die Sprachgeschichte des Spanischen bieten die nächsten beiden Einheiten. Das zwölfte Kapitel (S. 241–262) deckt die Zeitspanne von der Romanisierung bis zum Altspanischen ab, neben Darstellungen zur externen und internen Entwicklung finden sich hier Ausführungen zur Periodisierung der spanischen Sprachgeschichte. Die interne Sprachgeschichte wird leider etwas sparsam abgehandelt, einige Grundbegriffe des Laut- und Sprachwandels wären hier doch noch angebracht gewesen.

Das dreizehnte Kapitel (S. 263–279) setzt in der zweiten Hälfte des 15. Jhd. ein und reicht bis ins 20. Jhd. hinein, der Schwerpunkt liegt dabei, neben der internen Sprachgeschichte, auf der Kodifizierung des

Spanischen, die amerikanische Expansion wird ebenfalls kurz ange-
rissen.

Die letzte Einheit (S. 281–299) befasst sich mit den Tendenzen des Gegenwartsspanischen, im Mittelpunkt steht hier das Spannungsfeld zwischen *Universalismus* und *Partikularismus*, in dem sich das Spanische als plurizentrische Sprache bewegt. Etwas ärgerlich ist hier, wie bereits im Phonetikkapitel, die uneinheitliche Verwendung der Transkriptionszeichen: Bei den Ausführungen zum *Yeísmo*, der Entphonologisierung der Opposition zwischen palatalem Lateral und stimmhaftem palatalem Frikativ, wird dem IPA-konformen /ɫ/ ein /y/ gegenübergestellt (S. 290); nach IPA steht /y/ jedoch für einen Vokal! Die Transkription entspricht auch nicht, wie man alternativ erwarten könnte, dem in der Hispanistik durchaus noch anzutreffenden System der *Revista de Filología Española (RFE)*: /y/ steht dort zwar für den hier gefragten Frikativ, der palatale Lateral müsste aber mit /l/ transkribiert werden (vgl. S. 63).

Begleitend zum Lehrwerk wird auf der Internetseite www.bachelor-wissen.de frei zugänglich ergänzendes Lehr-/Lernmaterial angeboten: Hier finden sich Lösungen zu den Übungsaufgaben, Lektüretexte, Grafiken, Hörbeispiele, Videos, Links usw., das Lehrwerk wird in vielfältiger Weise multimedial bereichert. Gerade das Angebot von Musterlösungen dürfte von besonderem Interesse sein, steht und fällt die Attraktivität von Übungsaufgaben für viele Studierende doch mit der Möglichkeit zur Selbstkontrolle.

Trotz der Vielzahl der behandelten Themen und des überschaubaren Umfangs der einzelnen Einheiten hat man als Leser stets den Eindruck, alle wichtigen Grundbegriffe für den Einstieg in den jeweiligen Themenbereich vermittelt zu bekommen. Die gelungene Verbindung von theoretischer Darstellung mit zahlreichen eingängigen Beispielen, die Visualisierung von Modellen und Daten durch übersichtlich gestaltete Grafiken und Tabellen und nicht zuletzt das erfreulich aktuelle Zahlenmaterial machen das Buch zu einer empfehlenswerten Begleitlektüre zum Einführungskurs in die Spanische Sprachwissenschaft; auch Dozenten der Romanistik und anderer Philologien werden hier sicher noch die ein oder andere Anregung für den Unterricht finden.

Svetlana Petrova: Die Interaktion von Tempus und Modus. Studien zur Entwicklung des deutschen Konjunktivs (Germanistische Bibliothek 30). Heidelberg: Winter 2008. 231 Seiten.

MARKUS TÖNJES

Svetlana Petrova untersucht im vorliegenden Buch den Zusammenhang zwischen Tempus und Modus im Deutschen genauer. Dabei geht es ihr nicht nur darum, die Entwicklung des Konjunktivs aus diachroner Sicht zu beschreiben. Sie möchte auch funktionale und formale Aspekte berücksichtigen, die bisher noch nicht abschließend geklärt werden konnten (S. 5). Die Arbeit besteht aus einem sehr ausführlichen theoretischen und einem empirischen Teil.

Die Verfasserin hat den theoretischen Teil ihres Buches (S. 17–70) sehr weit angelegt. Sie skizziert zum einen die bisherigen Forschungsansätze und zum anderen stellt sie ihr Korpus vor. Ihre Ausgangsthese ist dabei, dass der Konjunktiv mehr als nur eine periphere Stellung im deutschen Modusystem einnehme (S. 9). An dieser Stelle wäre eine präzise Definition der Begriffe Tempus und Modus sinnvoll gewesen, wie man sie etwa bei Eisenberg (2004: 192 ff.) oder in der Duden-Grammatik (2006: 506 ff.) finden kann. Des Weiteren wäre es hilfreich gewesen, wenn Petrova darauf eingegangen wäre, wie der Formenbestand in der deutschen Gegenwartssprache aussieht und welchen Bereich Konjunktivformen (Irrealis resp. indirekte Rede) abdecken können. Bereits zu Beginn der Arbeit wird ein Problem deutlich: Als Beleg für ihre Überlegungen zitiert Petrova einzelne Sätze aus Otfrids Evangelienbuch sowie der Übersetzung des theologischen Traktats *De fide ex verteri et novo testamento contra ludaeos* des Bischofs Isidor. Anhand dieser einzelnen Beispiele illustriert sie sehr gut, dass es verschiedene Übersetzungsmöglichkeiten gibt: “*Gudua únsih, quádun, ‘thoh nu wís, oba thu fórasago s í s?’* [Konj. Präs]” [Hervorhebung im Original] (S. 8). Als Übersetzungsvorschlag für den Konjunktiv Präsens von *sís* gibt Petrova nhd. *bist* und *seiest* an. Aus rein grammatischer Sicht sind beide Varianten zulässig. Man müsste jedoch stärker auf den Kontext eingehen, in dem die einzelnen Beispiele stehen. Dies ist ein grundsätzliches Problem, das im Zusammenhang mit der Übertragung althochdeutscher resp. mittelhochdeutscher Texte in eine gegenwartssprachliche Form verbunden ist. Übersetzungen, sei es von einer älteren Sprachstufe in eine neuere oder von einer Sprache in eine andere, sind immer eine Interpretation (s. dazu Eco 2004). Auf diese Problematik hätte sie näher eingehen können. “Zur Überprüfung und Ergänzung der Befunde” (S. 15 f.) hat Petrova für das Mittelhochdeutsche noch Hartmanns *Der arme Heinrich* sowie *Das Nibelungenlied* in der Ausgabe von Helmut de Boor hinzugezogen. Sie erläu-

tert diese Auswahl aber nicht näher, und es wäre zu überlegen, ob man eine Bibelübersetzung auf der einen und höfische Epik auf der anderen Seite miteinander vergleichen kann. Für ein Dissertationsprojekt ist der Umfang des Korpus mehr als angemessen. Es wäre für weitere Analysen in diesem Bereich sinnvoll, ein größeres Korpus verwenden.

Der folgende theoretisch ausgerichtete Teil (S. 17 ff.) ist äußerst ausführlich und akribisch dargestellt. Es geht der Verfasserin darum, ein Modell zu entwickeln, durch das man den Zusammenhang zwischen Tempus und Modus beschreiben kann. Dieses soll die Grundlage für die empirische Untersuchung bilden. Die einzelnen Beispiele, die Petrova zur Illustration des Problems wählt, sind zum Teil sehr speziell, was durch den Satz *Wenn morgen die Sonne geschiene hätte, wären wir in den Park gegangen* (S. 31) deutlich wird. Angesichts solcher Sätze wird nicht ganz klar, ob Petrova sich in ihrer Untersuchung auf die gesprochene oder die geschriebene Sprache bezieht.¹ Als Ausgangspunkt für die weiteren Analysen stellt die Verfasserin ein "mehrschichtiges Modell von Zeitkategorien" (S. 68) vor. Sie differenziert dabei zwischen einer Äußerungszeit, einer Situationszeit, einer Tempuszeit und einer Orientierungszeit. Diese vier Ebenen interagieren wiederum mit den "selbständige[n] grammatische[n] Teilkategorien": Distanz, Korrelation, Tempus und Taxis (S. 69). In diesem Zusammenhang scheint vor allem die Definition von Orientierungszeit problematisch: "ein sekundärer, mit der faktischen Äußerungszeit nicht identischer deiktischer Bezugspunkt [...]" (ebd.). Thieroff (1994: 122 ff.) geht davon aus, dass die Orientierungszeit meist mit der Sprechzeit (hier Äußerungszeit) übereinstimmt. Laut seiner Ausführungen liegt eine Differenz nur vor, wenn "in der konjunktivischen indirekten Rede [...] die Orientierungszeit gleich der Zeit des Originalsprechaktes [...]" (ebd.) sei (vgl. dazu aber auch Thieroff 1992). Petrova begründet an dieser Stelle (S. 67 ff.) nicht, weshalb sie von einer zusätzlichen Kategorie für die Orientierungszeit ausgeht. Für sie ist es "die Kategorie Taxis, die einen zeitlichen Bezug zwischen O[rientierungs]Z[eit] und der faktischen Äußerungszeit" (ebd.) herstelle. Es wird nicht ganz deutlich, wie dieser Bezug aussehen soll. Das von Petrova skizzierte Modell wirkt teilweise leicht unübersichtlich und zu kompliziert. Möglicherweise wäre die Darstellung durch einzelne Beispielsätze transparenter geworden. Insgesamt ist der theoretische Teil sehr ausführlich. Petrova geht auf die relevante Forschungsliteratur ein und stellt überzeugend dar, dass es viele offene Fragen im Bereich der diachronen Modusforschung gebe. Das von ihr letztlich gewählte mehrschichtige Modell von Zeitkategorien überzeugt aber nur teilweise.

1. Es ist fraglich, ob ein entsprechender Satz innerhalb der gesprochenen Sprache vorkäme.

Im empirischen Teil ihres Buches gibt Petrova zunächst einen allgemeinen Überblick über die Entwicklung der Flexionsparadigmen für den Konjunktiv und den Indikativ vom Althochdeutschen bis hin zum Gegenwartsteutschen. Dabei ist für sie die Nebensilbenabschwächung von zentraler Relevanz (S. 79). Sie geht im Gegensatz zur bisherigen Forschungsliteratur davon aus, dass die Formen des Konjunktivs in das System des Indikativs eingedrungen seien (S. 80). Dieser Bereich ihrer Arbeit über die phonologische Entwicklung der einzelnen Verbformen ist recht kurz und stellt somit einen Überblick dar. Man hätte hier stärker auf einzelne lautliche Veränderungen eingehen können, die schließlich zu einem Synkretismus geführt haben.

In den folgenden beiden Abschnitten ihres Buches geht die Verfasserin auf die "Entwicklung im Bereich der semantischen Funktionswerte" (S. 81–150) sowie "Entwicklungen im Bereich zeitreferentieller Bezüge" (S. 151–212) ein. Bei der Beschreibung ihrer Ergebnisse (112 ff.) thematisiert sie die Probleme bei der Übertragung ins Gegenwartsteutsche: *Tho was er bôuhenti, nales sprêhenti thaz mênigi thes lûtes fuari hêimortes*. Sie gibt folgende Übersetzungsvorschläge an: 'Da teilte er durch Zeichen, nicht durch Worte mit, dass die Menschenmenge nach Hause **ginge, gehe, gehen soll/solle/sollte**' [Hervorhebung im Original]. Das zentrale Ergebnis ihrer Untersuchungen lautet, dass der ahd. Konj. eine Vielzahl an Funktionen habe, die im Gegenwartsteutschen durch andere Konstruktionen, meist durch die Umschreibung mithilfe eines Modalverbs geleistet würden. Petrova zeigt aber, dass es bereits im Ahd. eine Tendenz gab, den Konjunktiv mithilfe von Modalverb-Konstruktionen zu entlasten (S. 114 ff.). Gerade im Zusammenhang mit der Übertragung ins Gegenwartsteutsche stellt sich aber, wie erwähnt, die Frage, welche Form man präferieren würde.

Als abschließende Ergebnisse der empirischen Untersuchungen ergeben sich, dass der Konjunktiv Präteritum im "ältesten Deutsch" (S. 194) eine in temporal-semantischer Hinsicht ambige und unspezifizierte Form sei. Petrova zeigt durch ihre Untersuchung, dass es ein falscher Weg sei, dem ahd. Konjunktiv Präteritum nur einen einzigen Funktionsbereich zuzuordnen, wie es etwa Fourquet (1969) vorschlägt. Des Weiteren zeigt die Verfasserin, dass im indirekten Referat der Konjunktiv Präteritum zur Wiedergabe sämtlicher Äußerungen und Sachverhalte verwendet werde. Anhand ihrer Korpusuntersuchung versucht sie zu belegen, dass der Konj. Prät. bereits während des Ahd. seine "vorzeitigkeitsbezogene Semantik" (S. 197) verloren habe (vgl. dazu auch Tabelle 5). Der Bereich der Vorzeitigkeit werde schlussendlich im Gegenwartsteutschen durch Perfekt und PQP ausgedrückt. Was man insgesamt bei der Darstellung der Ergebnisse vermisst, sind Angaben für das Mittelhochdeutsche. Die Entwicklung des Konjunktiv Präteritums in mittelhochdeutscher Zeit

wird nur auf ein paar Seiten (S. 183–194) skizziert. Gerade für das Mittelhochdeutsche ließe sich ein größeres Korpus zusammenstellen, auf dessen Grundlage man die Ergebnisse, die Petrova für das Althochdeutsche erarbeitet hat, vertiefen könnte.

Insgesamt handelt es sich bei Petrovas Arbeit um ein nützliches Buch, das interessante Ansätze bietet, die man innerhalb weiterer Untersuchungen aufgreifen könnte. Es gibt allerdings drei größere Kritikpunkte, die sie hätte beachten müssen. Es bleibt offen, auf welchen Bereich sich Petrova im Gegenwartsdeutschen bezieht. Sie hätte angeben können, ob hier die geschriebene oder die gesprochene Sprache im Vordergrund steht. Des Weiteren wäre es interessant gewesen, näher auf die Problematik der Übersetzung aus dem Ahd. resp. dem Mhd. einzugehen. Insgesamt stützt sie sich in ihrem empirischen Teil hauptsächlich auf den ahd. Bereich und geht sehr wenig auf die mhd. Texte im Korpus ein.

Literatur

- Duden-Grammatik. 2006. *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch* (7. völlig neu-erarbeitete und erweiterte Auflage). Mannheim (u. a.): Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus.
- Eco, Umberto. 2004. *Die Grenzen der Interpretation* (3. Auflage). München: dtv.
- Eisenberg, Peter. 2004. *Grundriß der deutschen Grammatik*. Band 1: Das Wort (2. überarbeitete und aktualisierte Auflage). Stuttgart & Weimar: Metzler.
- Fourquet, Jean. 1969. Das Werden des neuhochdeutschen Verbsystems. In Ulrich Engel, Paul Grebe & Heinz Rupp (eds.), *Festschrift für Hugo Moser zum 60. Geburtstag*. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.
- Thieroff, Rolf. 1992. *Das finite Verb im Deutschen. Tempus – Modus – Distanz* (Studien zur deutschen Grammatik 40). Tübingen: Narr.
- Thieroff, Rolf. 1994. Das Tempussystem des Deutschen. In Rolf Thieroff & Joachim Ballweg (eds.), *Tense System in European Languages* (Linguistische Arbeiten 308), 119–134. Tübingen: Niemeyer.

Markus Tönjes

Bonn (markus.toenjes@uni-bonn.de)

Sven Staffeldt. Einführung in die Phonetik, Phonologie und Graphematik des Deutschen. Ein Leitfaden für den akademischen Unterricht. Tübingen: Stauffenburg Verlag 2010. 191 Seiten.

MUNA POHL

Sven Staffeldt beginnt sein kompaktes und sehr systematisch aufgebautes Buch mit einem kurzen Anriss der Entwicklungsgeschichte des The-

mas und mit einer Verortung der Bereiche Phonetik/Phonologie und Graphematik im allgemeinen Rahmen der Linguistik (Kapitel 1). Nach einer ersten Unterscheidung der Teildisziplinen Phonetik und Phonologie (Kapitel 2), widmet er die erste Hälfte des Buches der artikulatorischen Phonetik. Einer allgemeinen Übersicht über die Stationen der Lautbildung – Respiration, Phonation und Artikulation – in Kapitel 3, folgen zwei Kapitel zur artikulatorischen Beschreibung von Konsonanten (Kapitel 4) und Vokalen (Kapitel 5). Die dazugehörige Terminologie bleibt dabei nicht theoretisch-abstrakt, sondern wird im wahrsten Sinne des Wortes sehr greifbar, wenn Staffeldt immer wieder dazu auffordert, Artikulationsstellen und -modi selbst nachzuspüren und, soweit möglich, mit dem Finger zu ertasten. Der phonetische Teil des Buches endet in Kapitel 6 mit einer Zusammenstellung verschiedener Übungen, die jedoch größtenteils ohne Lösungsvorschläge bleiben.

Die zweite Hälfte der Einführung befasst sich vorwiegend mit den Grundlagen der Phonologie. Nachdem Staffeldt in den Kapiteln 7 und 8 das Phonemsystem des Deutschen sowie viel diskutierte Streitfälle vorstellt, führt er in Kapitel 9 knapp in die Merkmalsphonologie ein. Die folgenden drei Kapitel setzen sich mit der Prozessphonologie auseinander, wobei Staffeldt in Grundlagen, segmentverändernde und silbenstrukturverändernde Prozesse unterteilt. Die besprochenen Phänomene werden dabei sämtlich an Beispielen aus dem Deutschen (und nur aus dem Deutschen) veranschaulicht. Der Phonologie-Teil endet mit Kapitel 13 zur Silbenphonologie, wobei die Einführung jedoch nicht über prinzipiellen Aufbau und phonotaktische Beschränkungen in der Silbenstruktur hinausgeht. Suprasyllabische Domänen der prosodischen Phonologie werden zwar genannt, aber nicht weiter besprochen. Ebenso wird die potentielle Distinktivität von Tönen kurz angesprochen, der Bereich der autosegmentalen Phonologie und ihre formale Notation bleiben jedoch gänzlich unerwähnt. Die Vernachlässigung von Tönen und Tonsprachen mag darauf zurückzuführen sein, dass Staffeldt sich ausschließlich auf das Deutsche konzentriert. Dieser enge Fokus erklärt jedoch weder die äußerst knappe Behandlung der Phonotaktik, die in einem Exkurs im Rahmen der Frage, ob Affrikaten im Deutschen als Phoneme anzusehen seien, abgehandelt wird, noch kann er das gänzliche Fehlen der Optimalitätstheorie begründen.

Im letzten Kapitel stellt Staffeldt einige grundlegende Aspekte der Graphematik vor, die strukturell auf die vorangegangenen Kapitel zu Phonetik und Phonologie aufbauen und die Analogien zwischen Lautgestalt und Schriftgestalt der Sprache sehr schön zum Ausdruck bringen. Im Hinblick auf den Titel, der unter anderem eine Einführung in die Graphematik verspricht, bleibt ein einziges, abschließendes Kapitel jedoch hinter den beim Leser geweckten Erwartungen zurück.

Im Anschluss finden sich noch einige Bemerkungen zur Transkription, eine Staatsexamensaufgabe mit Lösungsvorschlägen mit Schwerpunkt auf graphematischen Fragestellungen sowie ein 16-seitiges Glossar und eine IPA-Tabelle.

Das Buch erscheint in der Reihe Stauffenburg Einführungen (Band 21) und richtet sich sowohl an Studenten als auch an Dozenten. Letzteren schlägt der Autor vor, mit jedem der 14 Kapitel eine zweistündige Unterrichtseinheit zu füllen, was jedoch nicht durchgängig praktikabel erscheint. In diesem Zusammenhang ist auch der größte Kritikpunkt des Buches zu sehen, Staffeldts Akzentsetzung. Einige Aspekte werden ganz nebensächlich erwähnt, obwohl sie für ein grundlegendes Verständnis des Themas zentral sind. So werden etwa der Begriff "Obstruent" und eine dazugehörige Definition in einer Fußnote eingeführt (S. 96), ebenso wird das "Kriterium der Nicht-Vorhersagbarkeit", das für die Phonemanalyse ausschlaggebend ist, wie beiläufig in einer Fußnote erläutert (S. 88). Die Unterscheidung der verschiedenen Repräsentationsebenen (zugrundeliegende Repräsentation und phonetische Form) wird erst in den am Schluss des Buches angehängten "Bemerkungen zur Transkription" (S. 156 ff.) in gebührender Breite thematisiert. Andere Aspekte wiederum werden in einer Ausführlichkeit besprochen, die bei Studenten in einer Einführungsveranstaltung vermutlich eher zu Verwirrung denn zu Klarsicht führt. So macht sich Staffeldt beispielsweise einige Mühe – Jakobson & Halle (1971) folgend – vehement darauf zu beharren, dass ein Lautunterschied auf paradigmatischer Ebene als "Opposition" zu bezeichnen ist und dass von "Kontrast" nur im Zusammenhang mit Lautunterschieden auf syntagmatischer Ebene gesprochen werden darf. Ein relativ willkürlicher Blick in die Literatur zum Thema Phonemoppositionen, um mit Staffeldt zu sprechen, zeigt, dass sich Jakobson & Halle (1971) Unterscheidung offensichtlich nicht durchgesetzt hat (vgl. z. B. Odden 2005; Keyser & Stevens 2006; Hall 2010; Lahiri & Reetz 2010, die alle von "Kontrast" bzw. im Englischen von "contrast" sprechen, um paradigmatische Lautunterschiede zu benennen). Staffeldts strikte Trennung der Bezeichnungen führt dazu, dass er in zahlreichen Zitaten (z. B. S. 74, 79, 80 f., 90) explizit darauf verweisen muss, dass die zitierten Autoren eigentlich "Opposition" meinen, wenn sie von "Kontrast" sprechen – ein Umstand, der das Lesen erschwert und in Anbetracht der gängigen Terminologie für einen Einführungskurs nicht notwendig erscheint. Kapitel 7 enthält eine facettenreiche, von zahlreichen Zitaten geprägte Diskussion zur Frage, wie die Konzepte "Phonem" und "Allophon" zu definieren seien, und das Kapitel endet mit einer Übersicht über Phoneminventare, wie sie in zehn verschiedenen Werken für das Deutsche vorgeschlagen werden. In ähnlicher Breite werden andere Streitfragen diskutiert, beispielsweise die Alternativen zur vorgeschlagene-

nen phonetischen Terminologie am Ende von Kapitel 4 (S. 42 ff.). Solch eine multiperspektivische Darstellung ist vielleicht für manchen Dozenten interessant, für einen Einführungskurs ist sie jedoch nicht von entscheidender Bedeutung und erschwert eine erste Annäherung an die Thematik. Andererseits kann die vielschichtige Darstellung auch als Pluspunkt gewertet werden, insofern sie Studenten von Beginn an ein realistisches Bild des Fachgebiets vermittelt. Staffeldts Herangehensweise macht deutlich, dass die Welt der Phonetik und vor allem der Phonologie nicht auf unumstößlichen Fakten beruht, sondern von (möglicherweise widersprüchlichen) Argumenten getragen wird. So wird von Beginn an der Eindruck vermieden, dass sich das Thema mit einem simplen Schwarz-Weiß-Schema begreifen ließe. Staffeldt löst die Spannung zwischen dem Wunsch der Studenten nach klaren Aussagen und unzweideutigen Orientierungspunkten auf der einen Seite und der Komplexität vieler Themen auf der anderen Seite dabei sehr geschickt, indem er die Streitfragen zunächst aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet, abschließend aber meist einen Tipp gibt, wie mit dem betreffenden Punkt (zumindest bis auf Weiteres) umgegangen werden kann.

Etwas gewöhnungsbedürftig ist Staffeldts Schreibstil, der wohl die mündliche Vortragsweise im Unterricht imitieren soll, teilweise jedoch zu salopp wirkt, etwa wenn offene Fragen mit einem "wie dem auch sei" abgetan werden (S. 128). Solche Formulierungen vermitteln den Eindruck, das Gesagte sei nur bedingt relevant, darüber hinaus sind sie vermutlich nicht gerade hilfreich, die Begeisterung der Studierenden für das Thema zu wecken.

Insgesamt bleibt nach der Lektüre von Staffeldts Buch der Eindruck, die wesentlichen Dinge einmal gesagt und an einzelnen Beispielen des Deutschen vorgeführt bekommen zu haben, wobei sich der Autor immer wieder auf die klassischen Grundlagen (Saussure, Trubetzkoy) beruft. Besonders überzeugend sind der systematische Aufbau des Buches, die konsequente Veranschaulichung an Beispielen des Deutschen sowie die zahlreichen verdichtenden Zusammenfassungen des Gesagten in Schaubildern. Die Abhandlung von zwei linguistischen Subdisziplinen, Phonetik und Phonologie, plus einem knappen Einblick in die Graphematik in einem Band von nicht einmal 200 Seiten führt zwangsläufig dazu, dass wirklich nur ein erster Überblick gegeben werden kann, der vielfach an der Oberfläche bleiben muss. Entsprechend ist fraglich, inwieweit das Buch alleine das nötige Handwerkszeug vermittelt, das angelesene Wissen praktisch und universell anwenden zu können. Als Begleitlektüre zu weiteren Werken und als Inspiration für den Unterricht kann es jedoch durchaus hilfreich eingesetzt werden.

Literatur

- Hall, T. Alan. 2010. *Phonologie. Eine Einführung*. Berlin: de Gruyter.
- Jakobson, Roman & Morris Halle. 1971. *Fundamentals of language*. Berlin: de Gruyter.
- Keyser, Samuel J. & Kenneth N. Stevens. 2006. Enhancement and overlap in the speech chain. *Language* 82. 33–63.
- Lahiri, Aditi & Henning Reetz. 2010. Distinctive features: Phonological underspecification in representation and processing. *Journal of Phonetics* 38. 44–59.
- Odden, David. 2005. *Introducing phonology*. Cambridge: Cambridge University Press.

Muna Pohl

Universität Konstanz (muna.pohl@uni-konstanz.de)